

C. Vierboom: Der Kreisverkehr ist ein Bild für alles, was verkehrspädagogisch wertvoll ist. Es ist die prototypische Situation des Straßenverkehrs. Das funktioniert wie ein Kreislauf oder Austauschsystem in einem Körper.

ZS: Dieses organische Bild der Vermischung hat offenbar gegen das Bild der Entmischung des Verkehrs keine guten Aussichten. Anstatt alle in einen Kreis zu schicken, will man wenigstens einer Streckenführung freie Fahrt gönnen. Kann es eigentlich verwundern, wenn die Autofahrer, die sich aus dem verkehrsberuhigten Bereich herausgequält haben und endlich eine gerade, breite Straße zur Verfügung haben, Gas geben?

Dr. Wagner: Nein, man könnte die Situation in den Städten mit einem Labyrinth vergleichen. Die Leute fühlen sich gegängelt, völlig reglementiert, manchmal regelrecht in die Irre geführt. Eine perfekte Regelung provoziert geradezu Versuche, die Regeln immer wieder neu zum persönlichen Vorteil auszulegen. Wo man sich nicht bewegen kann, ohne Regeln zu verletzen, legen sich die Menschen automatisch Rechtfertigungen zurecht, um ein individuelles Maß an Regelüberschreitungen vor sich und anderen zu legitimieren. Das hat die Tendenz, Regeln ganz außer Kraft zu setzen. Das Symbol für den Versuch der perfekten Regelung ist die Ampel...

ZS: ... aber gerade die verlieren immer mehr an ordnender Kraft. Wegen der langen Wartezeiten geraten die Verkehrsteilnehmer und in der Folge auch die Verkehrsplaner zusehens unter Druck...

Dr. Wagner: ... und dennoch sind wir schon fast darauf angewiesen. Wenn eine Ampel ausfällt, merkt man, daß wir Verkehrsprobleme kaum mehr in Abstimmung mit anderen lösen können.

C. Vierboom: Etwas gewendet zeigt sich hier

auch ein weiterer Zug des Rasens: Die Autofahrer schotten sich zunehmend gegeneinander ab. Entweder sie halten sich stur an die Gesetze oder sie machen sich ihre eigenen – in beiden Fällen bleibt der Verkehrspartner weitgehend unbeachtet. Man kommuniziert nicht. Man schottet sich ab. Das zeigt sich auch an den Tarnfarben (schwarz, olivgrün, anthrazit etc.) vieler Autos, als ginge es um Kriegsspiele. ●

Das Gespräch für die *Zwischenschritte* führte Peter Giesers.

Augen-Blicke

Vom 13. April bis zum 12. Juni 1988 fand im Kölnischen Stadtmuseum die Ausstellung „Augen-Blicke“ statt. Die Vorankündigung durch ein Plakat in diversen Schaukästen als erste 'Wirkung' der Ausstellung konfrontierte schon mit Fragen und Ambivalenzen, die sich beim Besuch der Ausstellung zuspitzten.

Die Schreibweise mit Bindestrich – vielversprechend oder krampfhaft-gewollt? – erschien auf jeden Fall vielsagend. Soll es hier um Augenblicke, den Augenblick als Flüchtiges, Vergängliches, schwer Faßbares gehen? Oder kann man den Titel so verstehen, daß der Blick mittels Auge, das Auge als 'Träger' des Blicks Thema der Ausstellung ist? Oder sollte die Thematik Augen *und* Blicke sein?

Der Untertitel „Das Auge in der Kunst des 20. Jahrhunderts“ scheint diese Fragen zunächst zu beantworten. Darunter ein Gemälde von Paul KLEE – erst einmal 'schön' empfindet es der Betrachter. Doch bei genauerem Hinsehen kommt Seltsames auf: lächelt dieses einäugige Gesicht, oder schaut es vielmehr verkniffen drein, vielleicht gar mit Häme? Das Auge scheint auf einmal durchdringend, am Ende möchte man sich vor dem stechenden Blick verstecken.

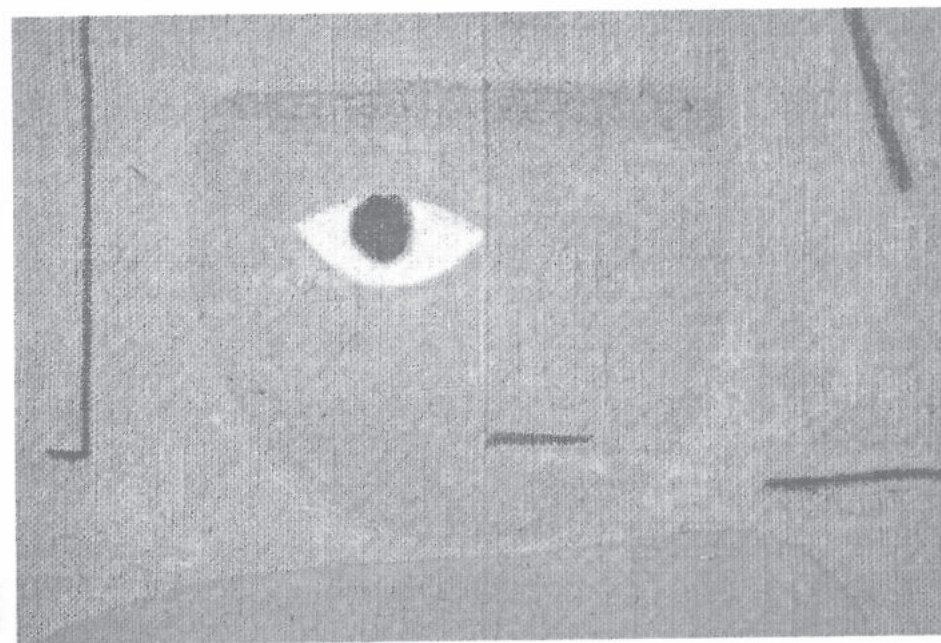
Eigentlich konnte man schon ahnen, daß diese Ausstellung 'es in sich hat'.

Komprimierte Vielfalt und Vereindeutigung
Mit den Resten des oben beschriebenen 'Vorspiels' die Ausstellung betretend, ist es erleichternd, zuerst ein riesiges Auge vor blauem, sternigem Hintergrund zu sehen – das ist ja wirklich 'nur' ein Auge. Diese Vereindeutigung, man erinnert sich an den Untertitel der Ausstellung, entlastet und weckt die Hoffnung, so 'einfach' möge es weitergehen. Leider – oder zum Glück – wandelt sich das Einfache in eine große, dichte Vielfalt, die als faszinierend, aber auch belastend erlebt wird.

Auf engem Raum tritt dem Betrachter eine komprimierte Zusammenstellung von Werken bedeutender Künstler der letzten 60 Jahre entgegen. Im Abstand von wenigen Metern trifft er beispielsweise auf Max ERNST, DUBUFFET, PICASSO, DALI, Man RAY, BASELITZ, LÉGER, MIRO, POLKE, ESCHER ... um nur einige weni-

ge zu nennen. Das einzig Verbindende, an das man sich halten kann, ist die Monothematik der Ausstellung. Das Auge wird in vielgestaltiger Weise in verschiedensten künstlerischen Medien – Malerei, Graphik, Skulptur, Fotografie, Objekte – aufgegriffen. Das 'isolierte' Auge, das Auge im Gesicht, das zerstückelte Auge, das entstellte, verfremdete Auge, der Blick nach innen, das Auge als Stellvertreter anderer Organe, Augen-Reihen, Augen-Geräte, Spiegel, Maske... Dies nur als einige Möglichkeiten der Bearbeitung des Themas, bei dessen Aneinanderreihung sich der Leser nun überfordert fühlen mag, was aber dem Erleben, das sich während der Ausstellung einstellt, entspricht.

In dieser Vielfalt, noch dazu bei solch mehrdeutig-symbolhaftem Komplex wie dem Auge, ist die Suche nach Ein-fachem nur allzu verständlich. So war man richtig froh, zwischendurch einmal ein klares, 'pures' Auge zu sehen – oder zumindest dies glauben und ste-



henlassen zu können. Wie ein 'Aha-Erlebnis', entlastend und beglückend, rettete das 'einfache' Auge den Ausstellungsbesucher aus der komprimierten Fülle der Augen-Blicke.

Die Wirksamkeit des Blicks

Aber nicht nur die Vielfalt und Qualität der Kunstwerke ist es, die diese Ausstellung so faszinierend, zugleich aber anstrengend und überwältigend macht, und die nötigt, nach Vereinheitlichenden Anhaltspunkten zu suchen.

Einen wesentlichen Hinweis für eine andere seelische Begründung dieses Anstrengenden liefert die Tatsache, daß letztlich die *Porträts*, die 'Gesichter-Augen', die Ausstellung beherrschen. Natürlich haben diese Gesichter eindringliche Augen – aber das, was den Besucher dabei seelisch bewegt, sind nicht die Augen als solche, sondern der Blick. *Dieser* ist eindringlich, beunruhigend, entblößend. Geht man davon aus, daß *nicht das Auge, sondern der Blick* zentrales Thema ist, so versteht man auch, warum Maske und Spiegel in die Ausstellung gehören: Es geht um das Gesehen-Werden.

An dieser Stelle wird es notwendig herauszustellen, daß für das Seelische Auge und Blick nicht gleichzusetzen sind. SARTRE beschreibt dies eindringlich: Für ihn sind die Augen wahrnehmbare Objekte, „andererseits ist der Blick weder eine der verschiedenen Eigenschaften des Objekts, das als Auge tätig ist, noch die ganzheitliche Gestalt dieses Objekts, noch eine weltliche Beziehung, die zwischen dem Objekt und mir entsteht ... und einen Blick erfassen ist nicht, ein Blick-Objekt in der Welt auffassen, es ist vielmehr Bewußtsein davon zu erlangen, erblickt zu werden.“ In diesem Erblickt-Werden liegt für SARTRE ein Grundverständnis zum Anderen: Es ist die Bedingung des Erfahrens meiner Objektheit; ich werde zum Gegenstand fremder Wertbeurteilungen, werde mir selbst entfremdet. Meine auf den Anderen hin 'ausfließende' Welt kann ich nur wiedergewinnen, indem ich den Anderen mittels meines Blicks wiederum zum Objekt mache.

Ausgeliefertsein und Objektivierung

Somit liegt die Vermutung nahe, daß das Be-

lastende dieser Ausstellung mit dem Problem des Erblickt-Werdens zusammenhängt. Ich werde mir entfremdet, werde zum Objekt, zugespitzt dadurch, daß der Blick hier nicht, wie alltäglich erfahren, am 'leibhaftigen' Anderen festgemacht werden kann, sondern in extremisierter Ausformung und in dichten, sich multiplizierenden Abwandlungen auf mich gerichtet ist.

Entlastung bietet die Chance, wenigstens immer ein Auge zu finden, von dem der Blick auszugehen scheint; und mittels der 'Konzentration' auf dieses läßt sich der Blick aufheben und in ein Objekt 'Auge' bannen. Dieses Objekt kann der Betrachter – im Gegensatz zum nicht-faßbaren Blick – erfassen und distanziert betrachten. So wird er vom Ausgelieferten zum Aktiven, der sich die Welt bzw. die Ausstellung zu eigen macht und in etwas Handhabbares überführen kann. Dieses Hin und Her zwischen dem Ausgeliefertsein an Blicke und dem Aufsuchen der Augen als Objekte macht die Ausstellung interessant und 'spannend'. Das Wechselspiel von Auge und Blick ist also das 'eigentliche' Thema der Ausstellung. Jedoch ist mit der objektivierenden Vereindeutigung 'Auge' als Abwehr des Blicks nichts Endgültiges erreicht. Betrachtet man das als Auge Definierte länger, tritt einem doch wieder ein Blick entgegen – es scheint so, als schaue das Auge nun selbst. Insofern bleibt die Ausstellung, selbst mit der entlastenden Möglichkeit der Objektivierung und Distanzierung, etwas, das dem Besucher nahegeht; am Ende bleibt eine gewisse Beunruhigung bestehen. Tritt man wieder in das 'normale Alltagsleben', erscheint es befremdlich, wie deutlich man auf einmal spürt, daß alle Menschen Augen haben. ●

Literatur:

SARTRE, J.P. (1962): Das Sein und das Nichts. Hamburg

Martina Abel